

„Gebratene Extrawurst mit Röstli“

Eine fiktive Geschichte über die Schweizer im europäischen Club

Tim Guldemann

Rede an der Delegiertenversammlung der SVP - 20. August 2016

Fast alle andern Europäer sind einem grossen Club beigetreten, ausser den Schweizern. Sie hatten zwar einmal behauptet – zumindest tat das ihre Regierung – sie wollten auch Mitglieder werden. Aber eigentlich wollten das ja nur einige wenige im Lande und seither immer weniger. Und trotzdem ist es ein attraktiver Club, zumindest so attraktiv, dass die Schweizer dann doch irgendwie dabei sein wollten. Und weil die anderen Europäer sie mögen, erlaubten sie ihnen, als Gäste am Clubleben teilnehmen zu dürfen – halt eben nur „bilateral“, wie man sagte.

Im grossen Speisesaal des Clubs hat jedes der Länder einen eigenen Tisch. Einen solchen Tisch hat man selbst den Gästen aus der Schweiz zugestanden. Da sitzen sie nun diese Schweizer, sind sehr zufrieden und stellen munter fest, dass es ihnen in den letzten Jahren mit diesem bilateralen Arrangement im Club eigentlich sehr gut gegangen ist. Und in der Tischrunde gefällt es mittlerweile selbst dem älteren Herrn von der SVP ganz leidlich.

Vor allem profitieren die Schweizer von der wichtigsten Errungenschaft des Clubs, dem europäischen Binnenmarkt. „Die Teilnahme am Binnenmarkt“, schwärmt ein hoher Wirtschaftsvertreter am Tisch, „gibt uns den freien Marktzutritt in Europa, garantiert uns Rechtssicherheit mit klaren Regeln und bringt uns die Fachkräfte ins Land, die wir dringend brauchen. Nur im Binnenmarkt konnten wir zur erfolgreichsten Volkswirtschaft in Europa werden.“ „Einspruch!“ unterbricht ihn barsch der ältere Herr auf der rechten Tischseite, „Den Erfolg verdanken wir allein unserer eigenen harten Arbeit. Wir sind nicht im Binnenmarkt, wir sind unabhängig und souverän und unterwerfen uns keinen fremden Regeln und Richtern.“ „Bitte streitet jetzt nicht“, besänftigt sie Johann, der Wirtschaftsminister und Vorsitzender der Tafelrunde, „es ist doch wurscht, wie wir das nennen, Hauptsache wir profitieren davon und so soll es auch bleiben.“

Der Ober kommt und fragt nach den Essenswünschen – „Wir wissen noch nicht, was wir wollen, wir sind noch am Überlegen.“ – Der Ober zieht sich diskret zurück.

„Hört mal, Ihr da drüben, die Sache ist doch ganz klar“, mischt sich der französische Europaminister vom Nachbartisch ins schweizerische Gespräch ein. „Wir haben Regeln für unseren Binnenmarkt und an die müssen sich alle halten, auch Ihr, wenn Ihr weiterhin unsere Gäste bleiben wollt. Das haben wir euch schon vor Jahren mitgeteilt, aber irgendwie wollt Ihr das nicht wahrhaben. Alle neuen Binnenmarktregeln, die wir laufend beschließen, müssen alle übernehmen, auch Ihr. Und alle müssen sie anwenden. Hier liegt der Grundgedanke von Jacques Delors, dem früheren Kommissionspräsidenten, dem Erbauer des Binnenmarktes. Mit andern Worten: ‚DELORS OU DEHORS!‘ – Und wenn es im Club unter den Beteiligten zu einem Streit kommen sollte, ist unser Gericht zuständig, das entscheidet...“

„Stopp, nein, genau das sind die fremden Richter, die wir nicht akzeptieren“, protestiert lautstark Albert, der Parteivorsitzende der grössten Partei im Land, „wir unterwerfen uns nicht Eurem Diktat. Wir bleiben frei und unabhängig, wie unsere Väter es waren und so, wie es in der Verfassung steht...“ „Gemach, gemach“, besänftigt sie Didier, der oberste Diplomat im Lande. „Genau darüber verhandeln wir doch jetzt mit dem Club. Ich bin optimistisch,

dass wir das hinkriegen und uns damit unser Gastrecht im Club für die Zukunft sichern. Wir nähern uns bereits einem Kompromiss...“ – „Ha, Kompromiss nennt ihr das“, sagt der ältere Herr am Tisch, „so was bringt ihr beim Volk nie durch.“

„Bitte erklären Sie das“, sagt der Aussenminister seinem Mitarbeiter am Tisch und dieser versucht geflissentlich, die Sachlage darzulegen: „Unser Gastrecht im Club verdanken wir den bilateralen Verträgen. Das sind Verträge zwischen uns und dem Club als zwei souveräne Vertragspartner. Und wenn wir uns nicht einig sind, suchen wir im Gemischten Ausschuss eine einvernehmliche Lösung. Und wenn sich die andere Seite dabei von ihrem Gericht ihre Position vorschreiben lässt, heisst das noch lange nicht, dass wir als souveräner Staat uns deren Richtern unterwerfen müssen. Unsere Partner könnten sich ihre Position ja genauso gut vom Papst oder der Heilsarmee vorschreiben lassen, das ist ihre Sache...“ Da meldet sich Ueli, der Finanzminister, der vom Ganzen nur das Wort „Armee“ mitbekommen hat, und murmelt: „Lieber noch solche Heilsbringer als fremde Richter...“ „Nein, es geht gar nicht um fremde Richter“, führt der Beamte weiter aus. „Für uns stellt sich allein die Frage, ob wir als souveräner Vertragspartner die Position der anderen Seite akzeptieren oder ablehnen. Und wenn wir sie ablehnen, betrachtet das der Club vielleicht als Vertragsbruch und kann Gegenmassnahmen verhängen. Diese müssen aber gemäss Völkerrecht – und drauf stützen wir unsere Position in den Verhandlungen – angemessen sein. In dieser Frage müssen wir noch einen Kompromiss finden. Und selbst im Falle, dass wir dem Gericht des Clubs eine Streitfrage unterbreiten möchten, sind wir als souveräner Staat auch dann nicht a priori verpflichtet, uns dem Entscheid dieses Gerichts zu unterwerfen, es sei denn, wir erklären uns zuvor dazu bereit.“

Da werden sie vom Ober unterbrochen, der nochmals nach den Wünschen fragt – „Warten Sie, wir wissen es noch nicht, wir können uns noch nicht entscheiden.“

Daraufhin kommt ein Herr des Club-Präsidiums zur Tischrunde und teilt mit: „Eine sympathische Dame aus Kroatien hat mich gebeten, dass sie sich zu Ihnen an den Tisch setzen kann.“ – „Wir entscheiden hier selbst, wer an unserem Tisch Platz nimmt“, ruft die rechte Tischseite. Darauf der Herr höflich und bestimmt: „Im Club gilt die Regel des Free Seatings. It's the rule of the house und Sie hatten dieser Regel schon vor Jahren explizit zugestimmt.“ „Das mag sein“, sagt der ältere Herr der SVP, „aber danach haben wir souverän und demokratisch unsere Meinung geändert...“ Dem entgegnet der Herr: „Free Seating ist ein Grundprinzip unseres Clubs. Darüber diskutieren wir nicht. Bitte entscheiden Sie sich. Sonst sind Ihnen die Folgen bekannt.“ „Solche Drohungen können Sie sich sparen. Eigentlich sind Sie hier der Bittsteller und vielleicht brauchen wir Ihren Club gar nicht“, entgegnet ihm der ältere Herr: „Der Starke ist am mächtigsten allein.“ Da kontert die schlagfertige Magistratin der SP – auch mit Schiller – und untermauert ihre eigene Erfahrung des schweizerischen Einflusses in Europa: „'Verbunden werden auch die Schwachen mächtig'. Deshalb“, führt sie weiter aus, „müssen wir uns mit dem Club einigen, und vielleicht müssen wir halt dann nochmals abstimmen an unserem Tisch.“

Jetzt aber drängen zwei aufgebrachte Professoren auf einen raschen Entscheid: „Wenn diese Dame nicht sofort an unseren Tisch kommen darf, schmeisst uns der Club aus der gemeinsamen Forschung raus. Das hätte fatale Folgen für unseren Forschungsstandort und wir müssten den Tisch verlassen...“ Da greift Landesvater Johann ein und sagt: „Die Forschung ist eminent wichtig. Wir müssen pragmatisch sein, nur so bleiben wir erfolgreich, das weiss ich als früherer Unternehmer. Die Dame aus Kroatien soll sich doch zu uns setzen, da ist ja noch ein Platz frei.“ – „Dann kann ja kommen wer will, und dann kommen noch die Flüchtlinge...“, enerviert sich der ältere Herr auf der rechten Seite. „Nein“, versucht ihn Johann zu besänftigen, „über die Free-Seating-Regel können wir uns mit dem Club ja noch

später einigen...“ „Das geht nicht“, entgegnet ihm Christa, die oberste Schweizerin, „das Parlament hat beschlossen, dass wir dieses Problem zuerst mit dem Club regeln müssen, bevor sich die Dame an unseren Tisch setzen darf.“ „Jetzt nur nichts überstürzen“, wendet Pfister ein – nicht der Möbelhändler, sondern der Präsident einer anderen Partei, die nicht mehr ganz so christlich und sozial ist wie auch schon, weil er ständig nach rechts zum älteren Herrn schiebt, um ja nicht dessen Wohlwollen zu verlieren.

Derweil eskaliert plötzlich ein heftiger Streit zwischen Ständerat Paul, dem engagierten Gewerkschafter, und dem Vogt der Arbeitgeberorganisation über die flankierenden Massnahmen. Von diesen Massnahmen will der eine mehr und der andere weniger. Das Patron-Gehabe des Vogtes bringt Paul dermaßen in Rage, dass er sich zu Wilhelm-Tell-Phantasien über das Schicksal des Vogts in der Hohlen Gasse versteigt. Landesvater Johann, der eigentlich für die Sozialpartner zuständig wäre, kann sie gar nicht mehr beruhigen. Trotzdem weiss er genau, dass er ohne eine funktionierende Sozialpartnerschaft in der Europafrage nicht weiterkommt.

Und abermals wendet sich der Ober an den Tisch und fragt zum dritten Mal, ob er endlich die Bestellung aufnehmen kann. „Jetzt wissen wir, was wir wollen“, verkündet Parteipräsident Albert: „*eine gebratene Extrawurst mit Röstli!*“; mit der verlangten Sättigungsbeilage meint er aber nicht etwa sich selbst. „Für Röstli muss ich in der Küche nachfragen“, sagt der Ober, „aber eine Extrawurst ist nicht im Angebot. Das haben schon die Engländer verlangt und drohten sogar, wenn sie diese Wurst nicht bekommen, den Club zu verlassen. Jetzt sind sie bereits von ihrem Tisch aufgestanden und wollen gehen und wir haben alle Hände voll zu tun mit ihrer Schlussabrechnung. – Ich bitte Sie, bleiben Sie und wählen Sie doch etwas von unserer Speisekarte, die die Italiener für uns so schön gestaltet haben.“

Darauf sagt der ältere Herr von der SVP mürrisch: „Dann nehme ich halt nur was Kleines – hier: ‚Pane e coperto‘ für 3 Euro, ich zahle in Schweizerfranken“ – „Gnädiger Herr, das geht nicht, das ist nur das, was hier schon lange auf dem Tisch steht.“ – „Genau, das will ich, eben nur das, was wir schon lange haben. Ich will gar nicht mehr. Ich habe keinen Hunger, ich habe schon in Herrliberg gegessen...“ „Christoph“, wendet sich Johann landesväterlich an ihn, „du warst doch auch schon mal in Italien, das verstehst du doch...“ „So macht jetzt endlich vorwärts“, unterbrechen ihn sichtlich genervt die zwei Magistratinnen am Tisch, „Wir haben Hunger.“

Da wendet sich der Historiker Georg an den Kreis seiner Tischgenossen: „Im vergangenen Jahrhundert konnten wir stets nach der Devise leben, die uns am liebsten ist: ‚Dr Batze und s’Weggli und s’Usegäld drzue.‘ Das geht heute nicht mehr und jetzt stehen wir vor der Schicksalsfrage, die das Land spaltet. Vor genau hundert Jahren war das auch so. Damals wandte sich der spätere Nobelpreisträger Carl Spitteler an die gespaltene Nation, die an der Zerreisprobe des Ersten Weltkriegs zu scheitern drohte. Der Kernsatz seiner Rede lautete: ‚Vor allem müssen wir uns klarmachen, was wir wollen.‘“